

Zeremonien am vierten Tag

Mann und Frau, mit dem Blick nach Osten gerichtet, werfen etwas Butter in ein Tongefäß und machen zehnmal *homa*. Der Mann bestreicht darauf mit Butter die Brust der Frau. Nachher Verteilung von *Betel*, *Arrak* und Sandelholz an alle, die zur Hochzeit kamen. Dann wird eine neue Pfanne hergebracht, Feuer angefacht, das nun stets zu unterhalten ist, mit der Verpflichtung, täglich zweimal *homa* zu machen. Nach der Austeilung von *Betel* und *Arrak* werden Braut und Bräutigam aufs Pferd oder in einen Palankin gesetzt, große Festlichkeiten mit Musik folgen und dann gehen alle nach erzeugter Reverenz gegen das Ehepaar nach Hause.

(Fortsetzung folgt)

P. W. A. KASCHMITTER M.M., TOKYO
ADAPTATION — AN WAS?¹

„Adaptation“, „Adaptation“! Das ist sicher das Lieblingswort der meisten Missionswissenschaftler. Daß Adaptation in der Missionsarbeit unbedingt nötig ist, kann niemand leugnen. Es scheint jedoch, daß unter dem Deckmantel dieses Wortes viele Fehler gemacht worden sind, besonders von den Theoretikern. So viele, daß man, wenn man sich die Mühe machen würde, alle die „auserlesenen Stückchen“ zusammenzutragen, die feierlich niedergeschrieben worden sind, auf dem Papier wenigstens, ein neues Genus „homo“ erschaffen könnte, das wenig mit dem „homo sapiens“, wie wir ihn kennen, gemeinsam hätte.

Die erste Lektion, die der Verfasser je erhielt — eine, die er lange Jahre nicht ganz verstand —, gab ihm vor ungefähr fünfunddreißig Jahren in New York ein reisender Kaufmann. Als er hörte, daß der Verfasser von dem sogenannten „Wilden Westen“ der Vereinigten Staaten von Nordamerika käme, geriet er geradezu in eine Ekstase über die Tugenden dieser Menschen des Westens. „Alle Menschen des Westens“, so sagte er, „sind mutig, ehrlich, freundlich und vor allem erstaunlich unternehmungslustig.“ Da der Kaufmann ein Mann in den sechziger Jahren war, der Verfasser aber damals nur in den Zwanzigern, nahm er zu der Äußerung nicht Stellung, fand es aber total rätselhaft, wie der Kaufmann

¹ Aus dem Englischen übersetzt von Dr. A. Fröschle-Firmann.

eine solche Behauptung aufstellen könne. Da er aber im Westen aufgewachsen war, kannte er genug Landsleute, welche ihm eher feige als tapfer, unehrlich als geradherzig, grob als freundlich zu sein schienen. Vielen mangelte es, das war sein Eindruck, an Unternehmungsgeist. Das war die erste Lektion darüber, wie gefährlich es ist, kritiklos zu verallgemeinern.

Während der Verfasser nach seiner Ordination Missionsgeschichte unterrichtete und für zehn Jahre in einem amerikanischen Missionsseminar in der Missionswissenschaft planschte, las er viel über Adaptation und war voll davon überzeugt, daß sie in der Tat die „magische Formel“ für alle Missionsarbeit sei. Und nicht früher als 1933 in der Mandschurei, wo er in der Missionsarbeit eingesetzt wurde, kam ihm der Verdacht, ob nicht das missionswissenschaftliche „Dogma“ der Adaptation neu abgeschätzt werden müsse. Der Verfasser lebte dort bei einem alten Priester, der unmittelbar nach seiner Ordination in die Mandschurei gekommen war. Er hatte ein wundervolles priesterliches Herz, aber wenig Einbildungskraft. Und so wurde dem Autor während einer Zeit von einem Jahr ständig gesagt: „Sie können dies nicht tun; die Chinesen sind anders!“ „Sie können das nicht tun, die Chinesen sind anders!“ Das erste Jahr wurde für den Verfasser so zu einer recht entmutigenden Zeit; denn er war in die Mission gegangen, um zu sehen, was er da tun könne — und nicht lediglich, um zu erkennen, was er nicht tun könne.

Aber erst nachdem er die Sprache erlernt hatte und fähig geworden war, mit den Chinesen unmittelbar Gedankenaustausch zu pflegen, erkannte der Verfasser, daß es zwar in der Tat viele Unterschiede gibt zwischen den Orientalen und uns, daß aber die Ähnlichkeiten an praktischer Bedeutsamkeit die Unterschiede bei weitem überwiegen. Die Worte, die Shakespeare in seiner Verteidigung der Juden Shylock in den Mund legt, haben auch für die Missionare und Missiologen eine sehr praktische Bedeutung. Wie wir kann der Orientale lachen, wo es etwas zu lachen gibt, kann er weinen, wo es etwas zu weinen gibt, kann er traurig oder glücklich sein, wenn ein Grund dafür da ist.

Die Verschiedenheiten

Was sind das nun für Verschiedenheiten und welche Bedeutung haben sie? Der geeignetste Punkt vielleicht, von dem man ausgehen kann, ist die Frage der Gefühlsbewegungen. Es ist wahr, daß durch die zahlreichen Beziehungen, die Menschen aus dem Westen wäh-

rend der letzten zwanzig Jahre zum Osten gehabt haben, viele falsche Vorstellungen korrigiert worden sind. Da die älteren Autoren den Orientalen als einen gefühlarmen Stoiker bezeichneten, war es für einen Neuankommenden in der Mandschurei eine Überraschung, 1933 zu sehen, daß zwei Männer in einem Altersheim in der Mandschurei vor Aufregung gelähmt wurden und zwei andere aus dem gleichen Grunde erblindeten. Eine andere Überraschung bereitete die Entdeckung, daß jedes Wörterbuch der chinesischen Redensarten den Ausdruck „Ch'i Ssu“ enthält: „Sterben an Gefühlerregung“. Es ist nicht ungewöhnlich, das Volk sagen zu hören, daß der oder jener von einer Gemütsregung erfaßt sei und sterben werde.

Hier stehen wir einer sehr auffälligen Verschiedenheit gegenüber; denn es ist im Westen nicht sehr üblich, zu erblinden oder gelähmt zu werden oder zu sterben an Gefühlsregungen. Während der zwölf Jahre, die der Verfasser in China lebte, hörte er nun niemals irgendeinen davon sprechen, daß die Chinesen von Natur andere Gefühle hätten als die westlichen Menschen — aber es scheint darüber mehr oder weniger allgemeine Übereinstimmung zu herrschen, daß die Chinesen mehr in ihren Gefühlsregungen aufgehen, als wir das tun. Es ist möglich, daß Chinas tausendjähriges Erziehungssystem eine Erklärung für diese Erscheinung geben kann. Gemäß dem konfuzianischen Ideal „zeigt“ der „höhere Mensch“ zwar seine Gefühle nicht — aber es ist verhältnismäßig wenig über die Notwendigkeit gesagt, seine Gefühlsregungen zu bändigen. Die christliche Tradition demgegenüber besteht darauf, daß lediglich innere Erregungen wie Neid, Zorn usw. sündhaft sein können und bekämpft werden müssen. Wir wissen, daß eine Maschine, in der sich der Dampfdruck erhöht und das Sicherheitsventil, welches den überschüssigen Dampf ablassen könnte, außer Betrieb ist, explodieren wird. Das mag vielleicht erklären, warum viele Chinesen, welche wenig über die Zügelung seelischer Erregungen wissen und versuchen, sie nicht zu zeigen, bei diesem Prozeß katastrophale Auswirkungen erleben.

Eine weitere Verschiedenheit ist dann die Frage des „Gesichtes“, welches sich für viele Schriftsteller als das unergründliche Rätsel des Orients darstellt. Es mag eine Übertreibung sein zu sagen, daß das orientalische „Gesicht“ und das deutsche „Ehrgefühl“ absolut gleiche Sachverhalte bezeichnen. In Betracht gezogen jedoch, was bereits über die Gefühlsregungen gesagt worden ist, scheint dem Verfasser das, was der Chinese fühlt, wenn er von seinem „Gesicht“

spricht, geradezu das gleiche zu sein wie das, was sein eigener Vater fühlte, wenn er von „Ehr-Gefühl“ sprach.

Viele Menschen klagen über den entsetzlichen Stolz des Orientalen. Aber nachdem der Verfasser nun mit einer großen Anzahl von Nationalitäten zu tun gehabt hat, fühlte er, daß niemand von uns sich in einer sehr guten Position befindet, in dieser Hinsicht Steine zu werfen. Einer der besten Ratschläge, den er empfing, war in Amerika der: „Frage dich nicht, ob du stolz bist; halte das für selbstverständlich! Frage dich nur: Was tue ich dagegen?“

Ein weiterer Punkt ist dann das „Ch'ing li“. „Li“ bedeutet Verstand (reason), „ch'ing“ Gemütsregungen. Naive Westländer sind oft betroffen, wenn sie sehen, daß es, wenn man mit Chinesen zu tun hat, nicht genügt, dem chinesischen „li“, Verstand, gerecht zu werden, sondern daß sie auch den Bedürfnissen des chinesischen „ch'ing“, d. h. Gefühls, entgegenkommen müssen. Die einzige Beantwortung dieser Frage ist die, daß jene westlichen Menschen nicht genügend geübt sind in der Kunst der Selbstanalyse, um zu erkennen, in welchem Maße auch ihr eigenes Denken vom Herzen statt vom Kopf getan wird.

Eine andere Schwierigkeit bereitet dann vielen Missionswissenschaftlern die Tatsache, daß der Orientale nicht im aristotelischen Denken geschult ist, wobei ihr bestes Argument in der Feststellung besteht, daß manche Hindu-Philosophen den Grundsatz des Widerspruchs leugnen. Mit Bezug auf Indien ist das klassische Beispiel dafür das „Nicht-Nicht-Ich“, das wie zwischen zwei Brötchen zwischen dem Ich und Nicht-Ich liegt. In diesem Zusammenhang mag es gut sein, daran zu erinnern, daß führende katholische Persönlichkeiten in Amerika, mit denen der Verfasser sehr gut bekannt ist, ständig klagen, daß unsere Amerikaner die Kunst des richtigen Denkens verlernt haben und metaphysische Gegenstände nicht verdauen können. So mag es in bezug auf das hinduistische „Nicht-Nicht-Ich“ besser sein, zu fragen, ob der gewöhnliche Hindu im Alltagsleben einen Mittelweg anerkennt zwischen der geschäftlichen Feststellung: „Ich bezahlte die Rechnung“ und „ich bezahlte die Rechnung nicht“. Im Hinblick auf die unverständlichen Hirngespinnste unserer eigenen westländischen Philosophen wie z. B. der subjektivistischen Idealisten sollten wir nicht überrascht sein, wenn auch die orientalischen Philosophen fähig sind, unerhörte Schnitzer zu machen. Die Tatsache, daß Hindu-Philosophen beanspruchen, einen Mittelweg zwischen den kontradiktorischen Gegensätzen gefunden zu haben, beweist ebenso wenig, daß Indiens Millionen

den Grundsatz des Widerspruchs verneinen, wie der subjektivistische Idealismus mancher westländischen Philosophen ein Beweis dafür ist, daß alle Westländer die Existenz der Materie in Abrede stellen.

Es besteht Grund zu glauben, daß viel von dem, was über die „Verschiedenheiten“ zwischen den Orientalen und uns gesagt worden ist, von Priestern geschrieben wurde, die unmittelbar nach ihrer Ordination in die Mission gingen. Bittere Erfahrungen lehrten sie da, daß es oft schwer ist, mit orientalischen Christen umzugehen, und daß die orientalischen Nichtchristen sich gegenüber Ausländern oft reserviert, wenn nicht ausgesprochen mißtrauisch verhalten. Solche Priester sehen die Pfarrarbeit und Missions-tätigkeit in ihrer eigenen Heimat, da sie unmittelbar nach ihrer Ordination in die Mission gekommen sind, nur mit den Augen des Laien und sind dann überrascht zu hören, daß Priester in ihrer eigenen Heimat mit Katholiken und Nichtkatholiken oft die gleichen Schwierigkeiten haben wie sie in der Mission.

Ist Adaptation nicht nötig?

Aus dem Gesagten könnte man schließen, daß Adaptation unserer Meinung nach nicht nötig sei in der Mission. Weit gefehlt! Adaptation ist unbedingt nötig, und zwar in einem weit größeren Umfang, als das in den gewöhnlichen missionswissenschaftlichen Büchern vorgesehen ist. Es müssen aber einige wichtige Unterscheidungen gemacht werden im Hinblick auf den Bereich der Anpassung. So scheint es in erster Linie selbstverständlich zu sein, *daß man sich an jedes Individuum anpassen muß*. Das ist sicher nichts Neues für höhere religiöse Oberen wie auch nicht für Verwaltungsleute in der Heimat, die oft Schwierigkeiten haben, Menschen zu finden, welche sie guten Gewissens an niedrigere verantwortungsvolle Positionen stellen könnten. Eine der großen Schwierigkeiten für manche tüchtige Menschen in der Heimat ergibt sich daraus, daß sie nicht anpassungsfähig sind — sie können sich nicht anpassen an andere — und so sind sie ungeeignet für verantwortungsvolle Stellungen. Ein weiser Kollegrektor in den Vereinigten Staaten sagte vor vierzig Jahren: „Alle Studenten sind verschieden, und man muß sie in verschiedener Weise behandeln.“ Des Verfassers eigene zehnjährige Erfahrungen als geistlicher Direktor von Seminaristen in Amerika bestätigen die Meinung des guten Rektors und überzeugen ihn, daß jede menschliche Seele in der Tat ein einzigartiges Meisterwerk aus Gottes Hand ist.

Viele Missionare klagen darüber, wie schwierig es mit Rücksicht auf die unergründliche orientalische Geistesart ihrer Christen sei, sie zu „ermahnen“. Aber der Verfasser fand in bitteren Erfahrungen in Amerika, daß es zehnmal mehr Zeit kostet, einem amerikanischen Katholiken eine wirksame individuelle „Ermahnung“ zu erteilen als eine Predigt für eine ganze Pfarrei vorzubereiten. Eine hastige Ermahnung wird oft mehr schaden als nützen, gleichviel ob man in Washington, Peking oder Timbuktoo ist — d. h., daß in jedem Land der Welt Anpassung an das Individuum nötig ist für eine wirksame Arbeit.

Auch Anpassung an die Gruppe, sei es eine nationale, rassische oder regionale, ist nötig. Aber wir glauben, daß der Akzent, der Schwerpunkt hier nicht auf der Adaptation an den Gruppengeist, sondern an das liegen soll, was die individuellen Glieder der Gruppen in ihrem Gedächtnis aufgespeichert halten. Wenn wir wieder ein Beispiel aus den Vereinigten Staaten anführen dürfen, so wird oft gesagt, daß ein Priester, der in der Stadt aufgewachsen ist, auf einer Landpfarrei nicht sehr erfolgreich sein wird und umgekehrt. Ein Priester, dessen Heimat in den Nordstaaten liegt, wird es schwierig finden, unter den südlichen Menschen zu arbeiten. Für Priester aus fortgeschritteneren Gegenden wird es sehr hart sein, unter den sog. „hillbillies“ zu wirken. Alle diese Gruppen sind Amerikaner, und die Frage nach einer „amerikanischen Gesinnung“ ist deshalb nicht angemessen. Es kann jedoch gesagt werden, daß die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Interessen dieser verschiedenen Gruppen in vielen Fällen innerhalb von Jahrzehnten verschiedene waren und diese Menschen vielleicht durch Generationen hin viele unliebsame Dinge erfahren und in ihrem Gedächtnis bewahrt haben. Diese *Erinnerungen* formen einen großen Teil ihres *Denkens*; aber es dürfte eine große Übertreibung sein zu sagen, daß das ihre Geistesart beeinträchtigt haben würde. Es ist natürlich wahr, daß Erziehung einen Einfluß auf die Gesinnung selbst ausübt und das Denken eines akademisch Gebildeten sich in vieler Hinsicht von dem eines in Volksschulen erzogenen Altersgenossen unterscheidet. Hier wieder rühren die meisten Unterschiede von dem her, was die Menschen des gleichen Niveaus in ihrem Gedächtnis aufgestaut haben. Es gibt auch Verschiedenheiten der Standpunkte zwischen Menschen, die ihre Universitätsgrade in Washington, Tokyo, Peking, Sydney, Paris oder Berlin erhalten haben; aber wir glauben, daß auch hier die meisten Verschiedenheiten durch das bedingt sind, was sie in ihrem Ge-

dächtnis aufgespeichert haben: die Geschichte ihrer Länder, die politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Interessenkonflikte, die in ihren Ländern auftraten oder noch existieren, die wissenschaftlichen, literarischen oder künstlerischen Traditionen, deren Erben sie sind.

Um sich an den Geist der jeweiligen Gruppe anpassen zu können, sollte der Missionar sich deshalb eingehend vertraut machen mit der Geschichte des Volkes, in dem er arbeitet, sollte ihre Schulbücher lesen, ihre Zeitungen usw. Alle diese Wirkkräfte haben einen mächtigen Einfluß auf das *Denken* der betreffenden Individuen, aber wir glauben, daß es ethnologisch sowohl als philosophisch und theologisch falsch wäre zu sagen, daß sie die Geistesverfassung der Glieder des betreffenden Volkes beeinträchtigt hätten. Wir glauben, daß vieles, was in den missionswissenschaftlichen Büchern und Zeitschriften geschrieben worden ist, neu bewertet und nachgeprüft werden sollte.

Ein verstehendes Herz

Es ist allgemein bekannt, daß bestimmte Priester in allen Ländern viele Schwierigkeiten haben mit ihren Pfarrkindern und die anderen verhältnismäßig nur wenige. Gewisse Priester verstehen es, viele ihrer Landsleute zu bekehren, während andere nur sehr wenige gewinnen. Es ist offensichtlich, daß diese Verschiedenheiten nicht auf den Erfolg oder Mißerfolg zurückzuführen sind, mit dem sich die Priester etwa an die fremdländische Geistesart angepaßt haben, obgleich die Frage der Anpassung an Individuen oder Gruppen einen bedeutenden Zusammenhang mit den erreichten Ergebnissen hat. Weit wichtiger als irgendeine Art von Anpassung ist, nach unserer Anschauung mindestens, die Frage des verstehenden Herzens.

Der Mensch möchte verstanden werden von den Menschen um ihn, und da er sowohl ein Herz hat als auch einen Kopf, muß er verstanden werden mit dem Herzen sowohl wie mit dem Kopf oder er wird fühlen, daß er überhaupt nicht verstanden wird. Nur intellektuelles Eingehen auf einen andern bleibt kalt, aber ein Verstehen, das aus dem Herzen und vom Verstand kommt, begründet Freundschaft, Vertraulichkeit und Vertrauen. Hier, so glauben wir, liegt nach der Gnade Gottes der Hauptgrund, warum manche Priester großen Erfolg haben in der Gewinnung von Konvertiten und andere nur geringen.

In diesem Zusammenhang möchten wir an die Beispiele von einigen sehr erfolgreichen Missionaren erinnern, deren Laufbahn als ein Beweis dafür gelten mag, daß die Hauptfunktion der Anpassung an das, was die Menschen in ihrer Erinnerung tragen, darin besteht, dem Missionar zu helfen, sich ein verstehendes Herz zu bilden, und daß unverständige Adaptation schädlich sein kann. Daß ein Wissen um das, was Menschen in ihrem Gedächtnis tragen, uns helfen wird, ihre Herzen zu verstehen, leuchtet von selbst ein; aber die Behauptung, daß unkluge Adaptation schädlich sein kann, bedarf einiger Erklärung. Wenn wir von den Beispielen einiger sehr erfolgreicher Missionare her, die wir getroffen haben, die Angelegenheit beurteilen, scheint es, daß sie ihren Erfolg der Tatsache verdanken, daß sie *so sehr sie selbst sind*. Hochgebildet, begabt mit einer bezaubernden Persönlichkeit, in sich die Güte und Freundlichkeit Christi vorlebend, gewinnen sie das Volk einfach deshalb, weil sie *im besten Sinn des Wortes so sehr sie selbst sind* und nicht bloß eine halbgebackene Kopie der Ortsbevölkerung mit ihren Akzidentien, zu der eine falsch beratene Adaptation sie machen möchte. Aus persönlicher Beobachtung, welche zugestandenermaßen begrenzt ist, möchte der Verfasser sagen, daß die Orientalen einen Mann, der frank und frei ein guter Ausländer ist, einem Ausländer vorziehen, der seine guten fremdländischen Eigenschaften unterdrückt und seine eigene vitale Persönlichkeit, in dem Prozeß, ein halb durchgebackener Orientale zu werden, verliert.

Was in diesem Abschnitt über den möglichen Schaden, der von unbesonnener Adaptation verursacht werden kann, gesagt wurde, darf nicht verallgemeinert oder als ein Argument gegen die Notwendigkeit der Anpassung im allgemeinen aufgefaßt werden. Der hl. Paulus war Jude den Juden, Heide den Heiden, aber über allem war er „alles allen“, und in jenem Text scheint uns der Hauptsinn in den Worten enthalten zu sein: „Alles allen“, womit die Adaptation an Individuen betont wird. Und das soll nun der nächste Abschnitt näher ausführen.

Mißtrauen

Wir alle wissen, wie übel sich Argwohn auf die freundlichen Beziehungen, die zwischen Mitbürgern existieren sollten, auswirken kann. Unter gewissen Umständen ist Mißtrauen eine Pflicht, und Klugheit mag dazu zwingen, daß Informationen von bestimmten Personen ferngehalten werden. Das führt natürlich zu Hemmungen und zur Unterdrückung der Wahrheit, wenn nicht überhaupt zu

ausgesprochener Falschheit. Falls der Mensch, welcher solche Klugheit übt, nicht ein diplomatisches Genie ist, wird er für verschlossen gehalten und angeklagt werden, daß er ein gehemmter Mensch, ein Heimlichtuer sei, der ein Doppelspiel spielt.

Wenn solche Schwierigkeiten sich schon unter Mitbürgern ergeben können, ist es nicht verwunderlich, daß unter Menschen verschiedener Nationalitäten manchmal noch größere Schwierigkeiten auftreten. In diesem Fall aber entstehen dann mehr und kompliziertere Hemmungen und wirken die Ausflüchte sich noch verwirrender aus. Unter diesen Umständen werden ahnungslose Ausländer, welche von ihren ehrlichen guten Absichten überzeugt sind, dabei dann übersehen, daß der orientalische Partner *lediglich* mißtrauisch geworden ist, und werden seine verwirrten Antworten „labyrinthartigen Verwicklungen der orientalischen Geistesart“ zuschreiben. Und die Vorstellung, daß es so schwierig ist, sich jener Geistesart anzupassen, wird sie natürlich gleich schwer erschüttern.

Bei jedem Mißtrauen ist es von größter Bedeutung, sich bewußt zu werden, daß Vertrauen nicht gegeben werden kann, sondern gewonnen werden muß. Das gilt nicht nur in internationalen Beziehungen, sondern auch unter den nächsten Landsleuten und sogar zwischen Mitgliedern der gleichen Familie. Statt sich von der Vorstellung der „labyrinthischen Verwickeltheit“ der orientalischen Geistesart beirren zu lassen, wäre es weit besser für den Ausländer, planmäßige Anstrengungen einzuleiten, um das *Vertrauen* des Orientalen, mit dem er es zu tun hat, zu *gewinnen*. Erfahrung beweist, daß wir, wenn wir wirklich das Vertrauen von jemand gewonnen haben, offene Antworten bekommen auf offene Fragen und daß die „labyrinthartigen“ Mysterien sich dann wie Nebel unter der Mittagsonne auflösen. Es gibt natürlich auch unehrliche Orientalen, ebenso wie es unehrliche Westländer gibt, und wir müssen außerordentlich vorsichtig sein im Umgang mit manchen Orientalen, denen wir begegnen. Aber es ist tröstlich, in der praktischen Erfahrung zu erkennen, daß in solchen Fällen der anständige Orientale, dessen Vertrauen wir gewonnen haben, der erste ist, der den Ausländer gegenüber nicht anständigen Orientalen warnt.

Das Vertrauen eines erwachsenen Fremden zu gewinnen, ist immer mit Schwierigkeiten verbunden, und wenn dabei auch noch eine nationale oder rassische Barriere zu überwinden ist, erhöhen sich diese natürlich um so mehr. Hier findet die paulinische Formel, „allen alles“ zu werden, ihre feinste Anwendung. Neben dieser

Formel müssen wir selbstverständlich alles beachten, was Christus uns gelehrt hat über Liebe, Sanftmut, Demut, Freundlichkeit, Zugänglichkeit, absolute Rechtschaffenheit, Aufrichtigkeit usw. Wenn wir diese Tugenden praktizieren und die sokratische Formel der Selbsterkenntnis verwirklicht haben, werden wir, indem wir die Herzen unserer Mitmenschen im Lichte unseres eigenen interpretieren, das Vertrauen der Orientalen gewinnen und auf diese Weise nicht nur als Missionare erfolgreicher sein, sondern auch tiefer die fundamentale Wahrheit verstehen, daß *die menschliche Natur überall die gleiche* ist.

Zusammenfassung — Praktische Folgerungen

Das auf diesen Seiten Gesagte zusammenfassend möchten wir wiederholen, daß die Verschiedenheiten zwischen den verschiedenen Völkern tatsächlich zahlreich sind, daß aber die Ähnlichkeiten bei weitem die Verschiedenheiten an praktischer Bedeutung überwiegen. Adaptation ist unbedingt nötig; aber wir müssen uns nicht bloß an Gruppen, sondern auch an Individuen anpassen. Hinsichtlich der Anpassung an die Gruppen ist nicht die Anpassung an eine Geistesart, sondern vielmehr Anpassung an das, was einzelne in ihrem Gedächtnis hegen, wichtig. Zu diesem Zweck sollten wir ihre Geschichte und ihre Traditionen studieren und ihre Textbücher, Zeitungen, Zeitschriften usw. lesen. Vor allem aber müssen wir ihnen mit einem *verstehenden Herzen* begegnen, ihr *Vertrauen zu gewinnen suchen* und die Wälle des Mißtrauens, die uns von Natur von ihnen trennen, niederbrechen.

Für die Praxis scheint die beste Parole für die Begegnung mit Menschen anderer Nationen und Rassen das Wort zu sein: *Die menschliche Natur ist überall die gleiche*. Wenn wir unsere Mitmenschen aus anderen Rassen und Nationen auf dem Boden dessen treffen, was *ihnen und uns gemeinsam ist*, werden wir fähig sein, ausgezeichnete Freundschaften zu machen. Die Herzen dieser Freunde werden dann ein offenes Buch sein, in dem wir lesen und die Herzen anderer guter Menschen unter ihren Landsleuten verstehen lernen können.

Manche Missionare wiederholen unglücklicherweise immer wieder die Formel: „Bedenke! Du bist jetzt im Orient! Die Orientalen sind verschieden!“ Das, so glauben wir, ist ein tragischer Irrtum. Im Gegensatz zu dem scheint es besser zu sein, zu sagen: Je früher ein Missionar vergessen kann, daß er im Orient ist, je früher er vergessen kann, daß er es mit Menschen einer verschiedenen Rasse

zu tun hat, und je rascher er sich auf das eine allein besinnen kann, daß er es mit Mitmenschen zu tun hat, die von dem gleichen Gott erschaffen, durch das gleiche kostbare Blut Christi erlöst und für den gleichen Himmel bestimmt sind, um so mehr wird er ein erfolgreicher Missionar sein.

Prüfen wir uns selbst auf unsere Tugenden und Laster, unsere Neigungen und Abneigungen! Auf diese Weise werden wir in den Herzen der Orientalen mit den Termini unseres eigenen Herzens lesen können. Und wenn wir den Orientalen einmal auf diesem Wege verstanden haben, werden wir erkennen, daß die menschliche Natur überall die gleiche ist und die Orientalen im Grunde die gleichen Tugenden und Laster haben wie wir. Und wir werden dann auch sehen, daß sie sich unter sich sozial, politisch, wirtschaftlich, künstlerisch, literarisch und kulturell unterscheiden wie wir uns selbst. Wenn wir diese Stufe erreicht haben, werden wir viel weniger mehr sprechen von der „orientalischen Gesinnung“ als von den „Gesinnungen der Orientalen“.

Als letzte Folgerung dieses Aufsatzes möchten wir das Beispiel eines Deutschen anführen, der in die Vereinigten Staaten ging. Sein Bruder, ein Missionar in Peking, schrieb ihm im wesentlichen das gleiche, was dieser Aufsatz vertrat, und betonte die Notwendigkeit, Menschen auf der ihnen gemeinsamen Basis zu begegnen und zu vergessen, daß man es mit Personen einer anderen Nationalität zu tun hat, indem man sich bewußt bleibt, daß wir alle Kinder Gottes sind. Nach einigen Monaten schrieb der Deutsche in Amerika nach Peking zurück: „Die Formel wirkt wie Magie.“

LIC. THEOL. HEINZ ROBERT SCHLETTE, MÜNSTER
HEILSGESCHICHTE UND MISSION
EIN BEITRAG ZUR MISSIONSTHEORIE NACH HUGO VON
ST. VIKTOR

Die Theologie Hugos von St. Viktor enthält zahlreiche Hinweise und Ansätze für die Missionstheorie. Missionswissenschaft im heutigen Sinne gab es im Mittelalter nicht. Das heißt jedoch nicht, daß das Anliegen und die Problematik nicht empfunden wurden. In der Auseinandersetzung mit den Völkern des Ostens, im Zusammenhang mit den Chinafahrten und Kreuzzügen war das, was wir heute Mission nennen, unübersehbar. Franz v. A. machte sich auf,